

Süddeutsche Zeitung, 10.11.2008

## **IM SOG VON BLUT UND TOD**

### **Der Che-Guevara-Biograph Gerd Koenen braucht zum Demolieren keine Abrissbirne**

Sechs "Ikonen" werden in Frankfurt die Kultur Argentiniens verkörpern. So hat es die Präsidentin der Republik verfügt, die zwei Jahrhunderte nach ihrer Entstehung als Gastland zur Buchmesse 2010 geladen ist. Leider sind nur zwei der "Ikonen" Schriftsteller: Jorge Luis Borges und Julio Cortázar. Sie wurden nachträglich, auf Proteste hin, in die Riege aufgenommen. Ursprünglich hatte die Linksperonistin Cristina Kirchner sich mit vier Kultur-Kolossen begnügen wollen: Diego Armando Maradona, Evita Perón, Carlos Gardel und Che Guevara.

Die Verwechslung von Kult mit Kultur hätte der Buchmesse eine exquisite Argentinien-Auslese beschert. Einen durch Doping und Kokain mental angeschlagenen Fußballer, der soeben vom Maskottchen zum Nationaltrainer befördert wurde. Eine verkrachte Filmschauspieler, die als First Lady eines Diktators zum Massenidol aufstieg. Einen 1935 in der startenden Ju-52 verunglückten Tango-Tenor. Und die Ikone aller Ikonen: den in Argentinien geborenen, in Kuba militärisch erfolgreichen, als Weltrevolutionär aber fulminant gescheiterten Guerilla-Apostel.

Schriftsteller statt Bauern

Von den vier Erwähnten hat nur Che so etwas wie Buchmesse-Statur. gewiss nicht literarisch, auch wenn seine Selbstironie die hinterlassenen Schriften streckenweise lesbar macht. Doch Ernesto Guevara de la Serna war unter allen politischen Akteuren des vergangenen Jahrhunderts derjenige, der unter den Dichtern und Intellektuellen des Westens die meisten schwärmerischen Anhänger fand. "Eine Dostojewski-Figur" wurde er schon zu Lebzeiten genannt. Doch Che war mehr: Eine Sagengestalt, die sich selbst erfunden und erschaffen hat.

Die Macht der Bilder dürfte das in Frankfurt beweisen: Nicht nur der halbseidene Messias der Plakatindustrie, sondern die ganze Personality Show, die Che als begnadeter Poseur von Jugend an abgezogen hat. Der grimmig nachdenkende Schüler, auf einem Balkon ausgestreckt, die Hände unterm Nacken. Der tollkühne Gymnasiast, auf einer Rohrleitung über einer Schlucht balancierend. Der Medizinstudent in der Anatomie, vor einem nackten Leichnam unverschämt grinsend. Che beim Rugby, Bergsteigen, Motorradfahren, Segelfliegen, als Zigarrenraucher und Mate-Schlürfer. Sogar in geheimer Mission im Kongo sorgte er für Fotografen. Und wo das nicht ging - im Hotel in Bolivien, wo er sich 1966 als "Adolfo Mena" mit Halbglatze und Brille tarnte -, knipste er sich vor dem Spiegel selber. Keine Episode seines Heldenepos durfte ungebildet bleiben. Am Liebsten ließ Che sich mit entblößtem Oberkörper abbilden, sogar für Playboy. Anders als beim Líder Máximo waren seine Hüften nie durch Fettwülste entstellt.

"Ein Märtyrer muss fotogen sein", notierte im Londoner Exil der Kubaner Guillermo Cabrera Infante ("Drei traurige Tiger"), der Fidel und Che aus nächster Nähe erlebt hat. Als Chef der Literaturbeilage "Lunes de Revolución", die 1961 wegen laxer Linientreue abgestellt wurde, war Cabrera mit der Ikonografie des Regimes vertraut. Er wusste, wie das Che-Foto in Umlauf kam, in welchem der Katholik Carl Amery "unter dem schwarzen Barett das bleiche Haupt des Nazareners" zu erkennen meinte:

Giangiàcomo Feltrinelli, Europas erfolgreichster Verleger, hatte jenen trotzig schönen Che aus einem Stapel Bilder des Modefotografen Korda herausgefischt. Mit ihrem Gespür für Design veredelten die Italiener das Antlitz zur Devotionalie, die 1968 im Triumph um die Welt ging. Offenbar aber verliebte Feltrinelli sich in seine eigene Kreation. Und wollte antifaschistische Buße leisten für die Verehrung, die er als Junger für Mussolini empfunden hatte - den Duce, der am Gardasee in der Villa seiner Eltern lebte. Wie anders wäre zu erklären, dass dieser Erbe riesiger Wälder in Kärnten und unendlicher Rinderherden in Brasilien sich mitten im Wohlleben Italiens aktiv der Weltrevolution verschrieb?

Man könnte sagen, Feltrinelli sei an einer Überdosis Che Guevara gestorben. "In

jedem Winkel Italiens schlummert ein kleines Vietnam", phantasierte er, inspiriert vom Diktat des Che, "zwei, drei, viele Vietnam" zu schaffen, "mit ihrem Sog von Blut und von Tod", um das US-Imperium in die Knie zu zwingen. Ein kleiner Hund entdeckte Feltrinellis zerfetzten Leichnam am 14. März 1972 nahe Mailand unter einem Hochspannungsmast. Den hatte der große Verleger und sparsame Terroristen-Sponsor eigenhändig in die Luft sprengen wollen.

Bei der fesselnden Lektüre von Gerd Koenens "Traumpfade der Weltrevolution - Das Guevara-Projekt" (Kiepenheuer & Witsch, Köln 2008. 450 S., 18,95 Euro) sind Begegnungen mit dem Wahnwitz unvermeidlich. Dabei hat der Autor es mehr auf neue Erkenntnisse, verborgene Zusammenhänge und analytische Klarheit angelegt denn auf die Entzauberung der Revolution oder die Aufklärung der Che-Gemeinde. Die Anfälligkeit der Intellektuellen für gewalttätige Übermenschen, befremdlich so kurz nach Hitlers Untergang, wird am Beispiel Jean-Paul Sartres und Simone de Beauvoirs evident. Diese hatte 1957 in "Der lange Marsch" mit dem europäischen Mao-Kult begonnen, und als das Paar drei Jahre später nach Kuba kam, ernannte der Philosoph den lebenden Che zum "vollkommensten Menschen des Zeitalters".

Verführerischer wirkte Che als Toter. Koenen zeigt eindrucksvoll, wie Boliviens Militärs 1967 ihre Beute nach der Erschießung unbewusst zur Christusfigur stilisierten. Ches Oberkörper wurde entblößt (ganz sein Geschmack), Haare und Bart leicht gestutzt, die Augen offen gelassen; ein mattes, nachsichtiges Lächeln umspielte die Lippen des Leichnams. Die Fotografen durften sich an dem Bild festsaugen, das nun wirklich "Ikone" wurde. Und die Intellektuellen waren entsprechend erschüttert. "Ich sitze in meinem Büro, umringt von Büchern, im falschen Frieden und falschen Wohlstand Europas. Ich nehme mir etwas Zeit, um ohne Risiko über den Mann zu schreiben, der alles riskierte." So schuldbewusst wie Italo Calvino ging auch der Uruguayer Mario Benedetti mit sich ins Gericht: "Es ist schändlich, auf Bilder, Sessel, Teppiche zu blicken..." Der Dramatiker Peter Weiss aber schlug sich mit der Flagellantenpeitsche auf den nackten Rücken: "Sind wir mitschuldig an diesem Tod? Sind wir die Verräter?" Und er fragte, ein deutscher Schriftsteller: "Haben wir es vermieden, Stellung zu nehmen?"

Der irritierende Fakt freilich war: Statt geknechteter Bauern hinter

Maschinengewehren gingen freie Schriftsteller hinter Schreibmaschinen in Stellung. Die Revolution, die die weite Dritte Welt entflammen sollte, war ein Rohrkrepieler. Die Indios, die Guevara durch den Opfergang revolutionieren wollte, blieben in seinen Worten "stumpf wie Steine". Aber der letzte Akt war wenigstens nicht ganz so unwürdig verlaufen wie der vorletzte - Guevaras militärische Intervention im Kongo. Dort hatte er 1965 mit 130 erfahrenen Kämpfern aus Kuba, die alle (außer ihm) schwarzer Hautfarbe sein mussten, den Bürgerkrieg zugunsten der "revolutionären Kräfte" Laurent Kabilas entscheiden wollen. Koenen zwingt sich, dieses bis zum Slapstick groteske Unternehmen kühl zu beschreiben, obwohl viele Details sich nachdrücklich einer satirischen Behandlung empfehlen. Am Ende musste Che mit sanfter Gewalt evakuiert werden.

Elf Jahre, bevor er selbst in die Gewehrmündung seines angetrunkenen Vollstreckers blickte, hatte Che in Kuba als Scharfrichter debütiert, einen wehrlosen Menschen getötet. Eutimio Guerra hieß der - ein Mitkämpfer, der zum Verräter geworden war. "Ich schoss ihm mit einer 32er Pistole in die rechte Gehirnhälfte, mit Austrittsloch am rechten Schläfenbein." Die klinische Sachlichkeit der Tagebuchnotiz nimmt die Gefühlskälte vorweg, mit der Che bald Hunderte von Todesurteilen bestätigen und vollstrecken wird. Die Pseudo-Autorität des bewaffneten Kämpfers, der aus seiner Bereitschaft zu sterben das Recht zu töten ableitet, hatte sich in der Sierra Maestra gegen renitente Bauern bewährt und legitimierte nach dem Einmarsch in Havanna die revolutionäre Blutjustiz.

### Emotionale Inspirationsquelle

Koenen vermutet, dass Fidel nicht zufällig dem Außenseiter Guevara die Rolle des Sonderkommissars für politische Säuberung zugewiesen hatte. Doch die Rückversicherung war unnötig: Willige Medien machten die Hinrichtungspraxis populär. Castro wollte "das gesamte Volk in die Blutrache verstricken" (Koenen). Das rhythmisierte Paredån - an die Wand - wurde auf den Straßen mit karnevalistischer Ausgelassenheit gebrüllt, auch von vielen, die sich unter Batista ganz wohl gefühlt hatten. Schauprozesse fanden in einem Stadion vor 17 000 Fans statt. Ganz offiziell sind nach dem Sieg in der Festung La Cabana unter Aufsicht des Che 550 Todesurteile gefällt und vollstreckt worden. Im Osten der Insel machte Fidels kleiner

Bruder und jetziger Erbe Raúl Castro kürzeren Prozess: Er ließ siebzig Anhänger Batistas mit Maschinengewehren niedermähen und von Bulldozern begraben. Heute erhoffen westliche Sympathisanten von diesem alten Henkersknecht die Reform des "kubanischen Modells".

Unter den zwei Dutzend Che-Biografen ragt Koenen als der anspruchsvollste heraus, auch sprachlich. Zur Zertrümmerung von Mythen braucht er keine Abrissbirne: Nebenher erfährt der Leser, dass die Erschießung des Che nicht auf Weisung Washingtons erfolgte - die Amerikaner hätten den Weltrevolutionär lieber in ihre Kanalzone nach Panama geflogen und vor Gericht gestellt. Wäre ein ähnliches Buch schon 1968 erschienen, hätte es dem internationalen Terrorismus - von den Tupamaros in Uruguay zu den Montoneros in Argentinien, von Italiens Roten Brigaden zur Baader-Meinhof-Bande - wohl an einer wesentlichen emotionalen Inspirationsquelle gefehlt.

CARLOS WIDMANN